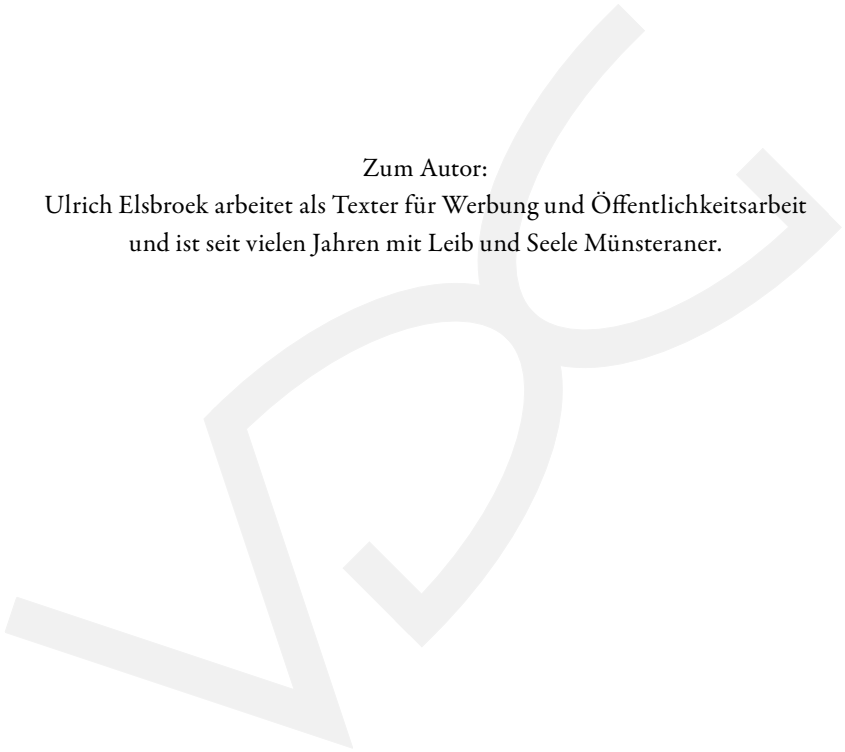


TATORT Skulpturenausstellung



Zum Autor:

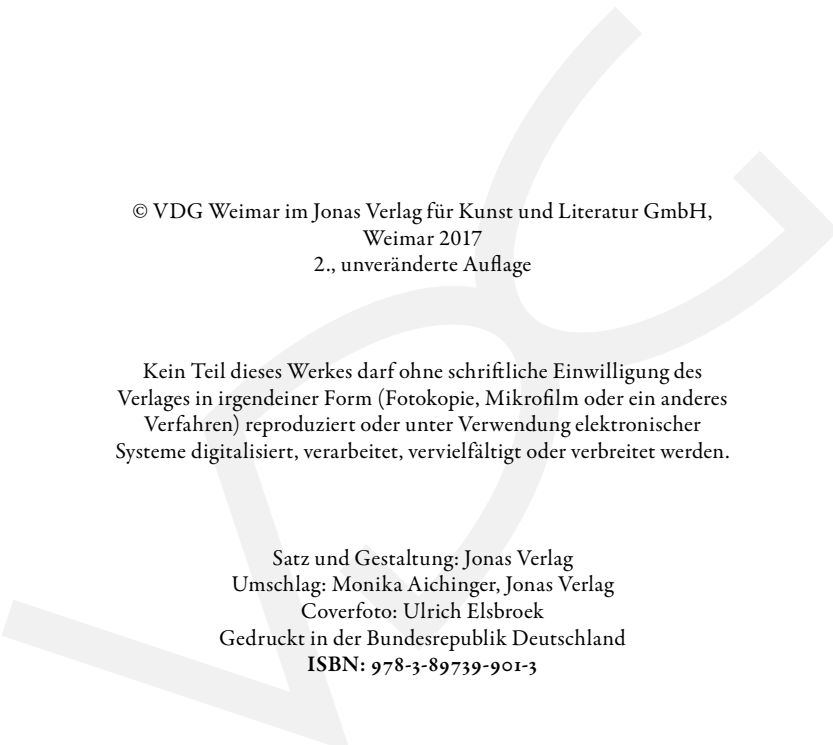
Ulrich Elsbroek arbeitet als Texter für Werbung und Öffentlichkeitsarbeit
und ist seit vielen Jahren mit Leib und Seele Münsteraner.



Ulrich Elsbroek

TATORT
Skulpturenausstellung

V&G



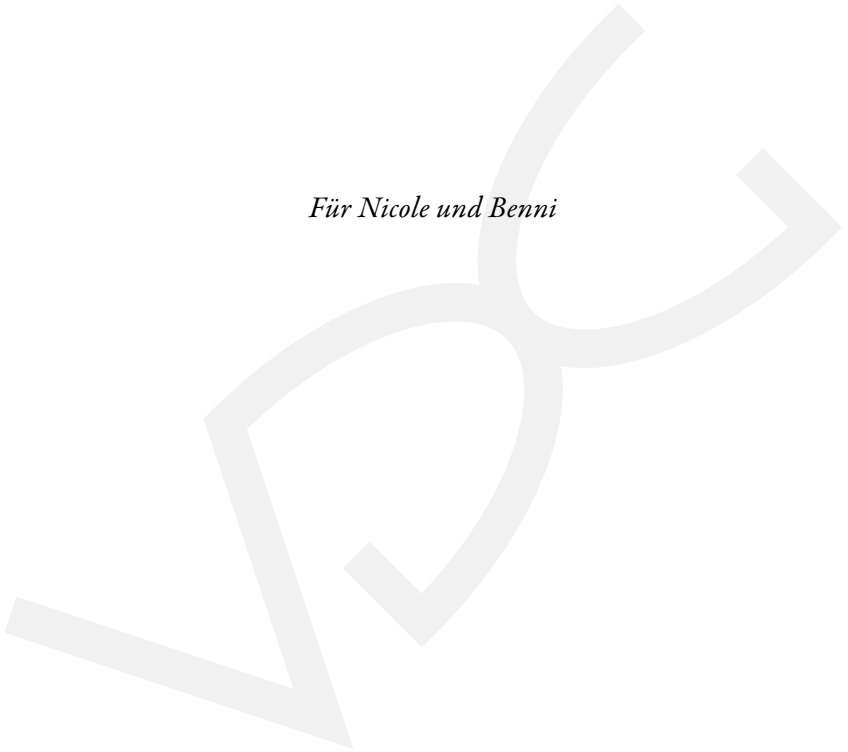
© VDG Weimar im Jonas Verlag für Kunst und Literatur GmbH,
Weimar 2017
2., unveränderte Auflage

Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Einwilligung des
Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes
Verfahren) reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme digitalisiert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz und Gestaltung: Jonas Verlag
Umschlag: Monika Aichinger, Jonas Verlag
Coverfoto: Ulrich Elsbroek
Gedruckt in der Bundesrepublik Deutschland
ISBN: 978-3-89739-901-3

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Nicole und Benni



I

Ich erwachte aus einem beunruhigenden Traum. Mein Handy klingelte und gab Mozarts Kleine Nachtmusik. Aus einer dämlichen Bierlaune heraus hatte ich einen Abend zuvor den Signalton auf Mozarts bekannten Gassenhauer programmiert. Ich guckte aufs Display. Die Nummer von meinem neuen Kollegen Joseph Kuhl.

„Was gibt’s?“, räusperte ich noch etwas verschlafen, „könnt ihr nicht mal einen Tag ohne mich?“

„Ja, ich weiß, dass du Urlaub hast, aber ich fürchte ...“

„Was fürchtest du?“

„Na, dass du deinen Urlaub verschieben musst.“

„Was ist denn passiert?“, fragte ich noch etwas benommen.

„Irgendwelche Dunkelmänner haben eine Skulptur entwendet.“

„Hä?“ Ich verstand überhaupt nichts.

„Hier wurde ein Standbild gestohlen, das auf der Skulpturenausstellung präsentiert worden war. Vermutlich oberhalb des Betonsockels mit einem Bolzenschneider abgeschnitten und dann auf Nimmerwiedersehen mitgenommen.“

Na bravo, dachte ich. Ein Knaller, nach dem sich selbst Philipp Marlowe die Finger geleckt hätte. Reichlich genervt wollte ich meinem jungen Kollegen gerade auseinanderlegen, dass eine Mordkommission nicht die Aufgabe habe, irgendwelchen abgedrehten Bilderstürmern den Garaus zu machen, dass ...

„Aber das Beste habe ich dir noch gar nicht erzählt“, spann Joseph seinen Faden unbeirrt fort.

„Und das wäre?“

„Dort, wo das Kunstwerk stand, liegt jetzt der Künstler – tot.“

Prima, dachte ich. Die wichtigere Nachricht dramaturgisch geschickt ans Ende gesetzt – das war der Kuhl, wie er sich mir von Beginn an präsentierte. Jung an Jahren, war er mit einer Unbefangenheit gesegnet, die ihm selbst bei den unpassendsten Gelegenheiten das Späßchen auf die Lippen trieb. Und ich hatte in diesem Moment den spontanen

Eindruck, dass ein Toter eine unpassende Gelegenheit ist. Als Kuhl nur wenige Monate zuvor als Nachwuchskraft zu uns stieß, ahnte ich, dass ich mit ihm, trotz seiner kriminalistischen Brillanz, viel Geduld haben müsse. Und so beruhigte ich mich wieder und fragte mit ebendieser Geduld: „Und, wie ist er umgekommen?“

„Er liegt da mit einer Pistole in der Hand.“

„Also Selbstmord?“

Joseph wand sich: „... schwer zu sagen.“

„Was heißt das?“

„Er hat nicht nur eine Schusswunde an der Schläfe, sondern zudem eine Platzwunde am Hinterkopf, die wir uns bis jetzt nicht erklären können.“

„Gibt’s denn weitere Spuren?“

„Wirklich ganz mau. Heute morgen, als die ersten Passanten den Toten sahen, dachten sie zunächst an einen besonders kühnen künstlerischen Entwurf und nicht daran, die Polizei zu verständigen. Im Nu versammelte sich eine ganze Menschentraube um den Toten und machte mögliche Spuren zunichte.“

„O. k., du hast mich überzeugt. Wo seid ihr?“

„Am Kanonengraben“, antwortete Joseph kurz und bündig.

„Ich komme.“

II

1997. Das legendäre Regenloch Münster bot seinen Eingeborenen den lieben Sommer lang einen Platz an der Sonne – unterbrochen von nur wenigen Regenschauern. Die Kunstausstellung Skulptur.Projekte 97 verführte die Stadt dazu, ihr westfälisches Phlegma abzulegen. Denn schon von Beginn an war sie erfüllt mit einer fiebrigen Atmosphäre, weil wir Münsteraner einerseits stolz waren, Gastgeber eines so bedeutenden Kunstereignisses zu sein, andererseits aber immer noch nicht genau wussten, welche Meinung wir davon haben sollten, dass alle zehn Jahre ein kleines, spinnertes Künstlervolk bei uns einfällt, um das Stadtbild durch die seltsamsten Installationen zu verändern.

Was sollte man etwa davon halten, dass ein Künstler in ausgesucht dickköpfiger Konsequenz auf allen bisher durchgeführten Skulpturenausstellungen in Münster einen handelsüblichen Wohnwagen irgendwo auf dem Stadtgebiet abstellte, um ihn dann nach Ablauf einer Woche an anderer Stelle zu positionieren? Diesem gewöhnlichen Gebrauchsgegenstand begegnete man immer wieder, immer an anderer Stelle und in anderen stadtopographischen Zusammenhängen. Durch dieses Wechselspiel geschah das Unglaubliche: Der Gebrauchsgegenstand hörte auf, Gebrauchsgegenstand zu sein und wurde – zur Kunst. Man mochte darüber den Kopf schütteln oder nicht, aber eines ging gar nicht mehr: Man konnte den Wohnwagen nicht anders mehr wahrnehmen als ein Kunstwerk.

Oder wie sollte man es einschätzen, dass man in direkter Nachbarschaft einer Büste der begnadeten Künstlerin Annette von Droste-Hülshoff einen eher hässlich anmutenden U-Bahn-Entlüftungsschacht positionierte, aus dem zu allem Überfluss auch noch die typischen Geräusche einer U-Bahn entstiegen: einrollende Züge, quietschende Bremsen, brummende Ventilatoren? Handelte es sich um einen ironischen Kommentar zur Fahrradstadt Münster? Oder lag das Faszinierende an dieser Installation in dem Unerwarteten und Schroffen, das so gar nicht zur Beschaulichkeit dieses ausgemachten idyllischen Ortes passte und

die Zuschauer anzog wie die Motten das Licht? Und was hatte unsere münsterländische Nationaldichterin mit allem zu tun: War es der Umstand, dass sie Zeitgenössin eines so modernen Fortbewegungsmittels wie die Dampflok gewesen war und damit als anachronistischer Gegensatz zum Kunstwerk fungieren sollte?

Fragen über Fragen, von denen sich Einheimische wie Fremde aus aller Welt freiwillig irritieren ließen und so dem Imperativ, dem jede Skulptur eingeschrieben ist – nämlich: denk mal! – alle Ehre erwiesen. In dieser Art und Weise präsentierten sich rund 70 Kunstwerke im öffentlichen Raum und spielten ihr ästhetisches Spiel mit der Topographie, mit der Stadtgeschichte, mit Mythen, mit Erwartungen. Und durch ihre schiere Präsenz sorgten die Standbilder – eines abgedrehter als das andere – für eine atmosphärische Veränderung des Lebensgefühls in der Stadt. Was vorher ernst war, wurde heiter, was vorher schwer war, wurde leicht. Münster machte in dieser Zeit Anleihen bei Cranach, begab sich als etwas betagtes Weib in den Jungbrunnen und entstieg ihm als blendende Schönheit. Und genau in dieser Zeit musste ein Künstler zum Kunstwerk mutieren.

Nachdem ich das Telefonat mit Joseph beendet hatte, stand ich auf, ging in die Dusche und verließ ohne Frühstück meine Wohnung, die sich vis-à-vis vom Café Kling-Klang befand. Ich stieg auf mein Fahrrad und fuhr Richtung Innenstadt. Normaler Straßenverkehr, die Menschen betraten und verließen die Läden, Passanten bummelten, als sei nichts geschehen. Selbst ein Mord, so empfinde ich es in solchen Augenblicken, scheint dieses dichte Gewebe alltäglicher Geschäftigkeit nicht durchstoßen zu können. Alles geht seinen Gang. Ich überquerte die Eisenbahnstraße und fuhr zur Promenade Richtung Aasee. Diese heutzutage für Einwohner wie Auswärtige gleichermaßen attraktive, baumbewehrte Flaniermeile ist hervorgegangen aus der einstmals dort befindlichen Stadtmauer, die im Mittelalter Einwohner einerseits und Auswärtige andererseits effektiv voneinander trennen sollte. Denn tatsächlich war Münster immer mal wieder dem Ansturm wechselnder Feinde ausgesetzt, die den Einheimischen aus ebensoviel wechselnden Gründen ans Leder wollten. Aber das ist Geschichte. Irgendwann wur-

de dieses Bollwerk geschleift, möglicherweise aus der Erkenntnis, dass es der Auswärtigen nicht notwendig bedarf, um dennoch Opfer eines gewaltsamen Todes zu werden. Ich näherte mich dem Tatort, wo eine Menschenmenge hinter weiß-rottem Flatterband herumwuselte. Meine Kollegen von der Spurensicherung, die, wenn ein Mensch seinen letzten einsamen Gang gegangen ist, immer mit heuschreckenartiger Betriebsamkeit antworten. Direkt in der Nähe befand sich ein kleiner See, der von einer Künstlerin mit weißen Plastikinseln verziert worden war, die träge auf dem Wasser trieben. Dies gab der ganzen Szenerie ein unwirkliches Gepräge.

Ich erblickte Joseph, der mich auch sah. Er rief, während ich näher kam: „Moin, Willy. Wie war dein Urlaub?“ Er grinste.

Ich hielt mich zurück und dachte an mein Gelübde, geduldig mit diesem Jungspund zu sein.

Ich wollte den Toten sehen. Joseph führte mich hin. Durch den langanhaltenden Regen war die Kleidung der Leiche vollkommen durchnässt und auch dreckig, weil der dunkle Mutterboden durch den offenkundig mit enormer Wucht aufprallenden Regen gegen den liegenden Körper gespritzt worden war. Der Kopf lag auf dem Betonsockel der Skulptur – blutverschmiert. Auf der rechten Seite der Schläfe befand sich ein kleiner tieferer Punkt, dem auf der linken Seite ein etwa handtellergroßes Loch korrespondierte. Vermutlich war hier durch den Druck des austretenden Geschosses ein erhebliches Stück der Schädeldecke weggesprengt worden. Auch aus dem Hinterkopf war Blut ausgetreten. Ich bückte mich und sah mir diese Stelle an. Ich schaute zu Joseph hinauf und fragte ihn: „Kann das durch den Aufprall des Kopfes auf dem Betonsockel entstanden sein, nachdem der Mann sich selbst erschossen hatte?“

„Kann sein“, antwortete Joseph, „kann aber auch nicht sein.“

„Was heißt das?“, wollte ich wissen.

„Der kann auch absichtsvoll mit seinem Hinterkopf so dahin gelegt worden sein, nachdem er von hinten mit einem Gegenstand unschädlich gemacht worden ist“, erwiderte Joseph.

Ich betrachtete die rechte Hand des Toten, in der sich noch die Waffe befand. Sie lag auf dem Boden und war, wie alles, was dem sandigen Untergrund zugewandt war, vollkommen verschmutzt. Etwas irritierte mich an der Hand. Eine Art Zeichen oder Mal, sehr gleichmäßig, wie mit größter Sorgfalt hergestellt. Bei genauerem Hinsehen offenbarte sich mir eine wie mit einem Zirkel gezogene Wunde in Form eines Viertelkreises, der sich um den unteren Daumenknochen drehte. Ich fragte Joseph: „Was kann das sein?“

Er zuckte nur mit den Schultern und sagte dann: „Keine Ahnung.“

Ich schaute auf die Waffe – ein Pistolentyp, der eher selten ist. Ich wandte mich an Joseph: „Was ist das für ein Ding?“

„Eine I.M.I.“

„I.M.I?“

„Jau“, antwortete Joseph, „eine I.M.I. Desert Eagle. 44 Magnum.“

„Wie kommt ein Künstler an so einen seltenen Waffentyp? Verstehst du das?“

„Nee, keine Ahnung“, antwortete Joseph.

Ich stand wieder auf: „Weiß man schon etwas über den Toten?“

„Ja, sicher“, antwortete Joseph, „was denkst du denn?“

„Sehr schön“, erwiderte ich, „dann laufen wir ein Stück, und du kannst mir dabei ja etwas erzählen.“

Wir verließen den Tatort und liefen über die Promenade, wobei ich mein Fahrrad neben mir herschob. Joseph erzählte, was er bereits über den Toten in Erfahrung gebracht hatte. Und das war eine Menge. Denn seine Jugendlichkeit und geringe Berufserfahrung glich Joseph durch eine heute eher seltene Bereitschaft aus, sich so lange und vehement in einem Fall festzubeißen, bis dieser sein Geheimnis preisgab. Der Künstler – so Joseph – heiße Jürgen Geyer und wohne mit seiner Frau in Wolbeck. Nein, keine Kinder. Schließlich, so Joseph, sei Geyer selber den Kinderschuhen nie entwachsen. Immer diene seine Kunst der öffentlichen Provokation. Zunächst sich auf sexuelle Sujets verlegend, musste er schnell feststellen, dass dieses Thema niemanden mehr hinter dem Ofen hervorlockte. Deshalb vollzog Geyer die radikale Wende und propagierte eine Kunst, die keine Aussagen mehr machen wollte.

„Dort, wo alle nach Sinn suchen“, hatte Geyer in seinem ‚Versuch über die Rose als Rose‘ geschrieben, „muss das völlige Fehlen von Sinn irritieren.“ Als ihm auch diese Bemühungen ziemlich sinnlos vorkamen, dachte er, das wirklich Provokante entdeckt zu haben: das Soziale. Eine Zeitlang machte er eine Menge Performance-Kunst – Events, bei denen Arbeitslose und Obdachlose im Mittelpunkt standen und auf deren Problematik er hinwies.

Auf dem Präsidium hielt Joseph weitere Informationen für mich bereit. Für die Skulpturenausstellung hatte sich Geyer etwas Besonderes einfallen lassen. Er hatte *die* Ikone des münsterschen Katholizismus, nämlich Kardinal von Galen, nachgebildet und dieses Standbild „Der Wiedertäufer“ genannt. Es war im Grunde die Kopie des Standbilds, das im Schatten des Domes aufgestellt ist – mit drei Abweichungen. Im Gegensatz zum Original stand der Bischof nicht, sondern saß auf jenem Königsstuhl, auf den der Täufer Jan van Leiden im Jahre 1534 von der Münsteraner Bevölkerung gehoben wurde, nachdem er die Abwehrschlachten gegen die Söldner des Fürstbischofs Franz von Waldeck zunächst erfolgreich organisiert hatte. Zudem erinnerte das Kunstwerk an russische Matrjoschka-Puppen: Aus der unteren Hälfte eines menschlichen Körpers, der gekleidet war wie ein Mensch aus der Wiedertäuferzeit, schaute der „Löwe von Münster“, wie man Kardinal von Galen auch nennt, heraus. Und nicht zuletzt war seine rechte Hand nicht segnend, sondern deklamatorisch, so als halte er eine Rede – und zwar jenen Text, der in Form einer Tafel vor dem Brustkorb angebracht war und auf der folgende Zeilen standen:

Rede eines Wiedertäufers an seine Gemeinde

*Ihr nennt mich Löw' von Münster,
mit Mähne, die tief fällt,
ich schaue ernst und finster,
weil mans für löwisch hält.*

*Ich war nie Raubtierkatze,
ein Kätzchen nur, das brüllt.
Ich habe sonst die Tatze
mit Bischofstuch verhüllt.*

*Ihr habt mich wie van Leiden
zum König einst gemacht.
Doch schien es uns zwei beiden
nicht wirklich angebracht.*

*Wir warn nur Traumgebilde
recht dürftigen Gewichts.
Ich sage es ganz milde:
Wir warn viel Lärm um Nichts.*

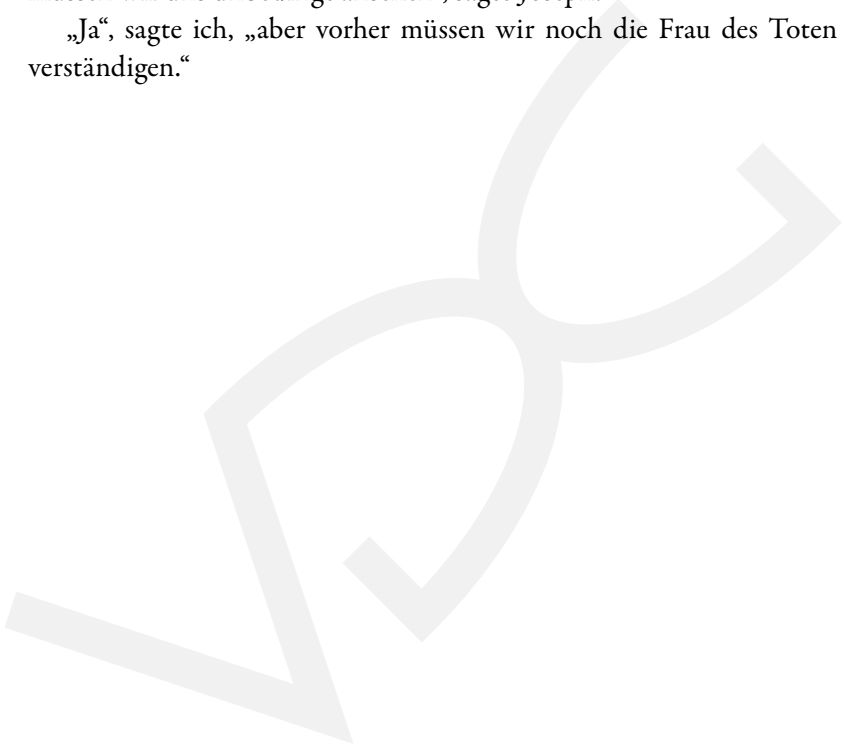
Damit war der Skandal perfekt. Denn in Münster stehen der Kardinal von Galen und der Führer der frühneuzeitlichen Wiedertäufer, Jan van Leiden, auf den genau entgegengesetzten Polen der allgemeinen Anerkennung. Erwarb sich der Kardinal den Respekt durch seinen unerschrockenen, unter großem persönlichen Risiko ausgefochtenen Kampf gegen das Euthanasieprogramm der Nazis, stehen die Wiedertäufer eher auf der Minusseite unserer Geschichte, weil sie am Ende Terror und Willkür über unsere Stadt gebracht hatten. Diese Outcasts nun mit dem „Löwen von Münster“ in einen Topf zu werfen, musste als Provokation aufgenommen werden. Und genau das war von Jürgen Geyer beabsichtigt.

Mit Beginn der Ausstellung ereignete sich ein Kunstbeben, wie es die Stadt noch nicht erlebt hatte. Zahlreiche Stimmen wurden laut, die sich die Gleichsetzung des Kardinals mit dem Wiedertäufer Jan van Leiden kategorisch verbat. Leserbriefe pro und contra wurden verfasst, die die Spalten der Münsterschen Nachrichten, der Westfälischen Zeitung und der neu auf den Markt geworfenen Münster-tatze füllten. Ein gewisser Johann Gräftenkötter – das stellte sich nach langer ermüdender Lektüre heraus – gab sich dabei besonders engagiert. Er schrieb,

dass er immer schon für die Freiheit der Kunst eingetreten sei. Doch angesichts der offenkundig verletzten religiösen Gefühle solle man den Empfindlichkeiten der westfälischen Volksseele Rechnung tragen, indem der Künstler das Kunstwerk selbst entferne, bevor es aufgebrachte Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt täten.

„Hört sich wie eine versteckte Drohung an. Diesen Gräfenkötter müssen wir uns unbedingt ansehen“, sagte Joseph.

„Ja“, sagte ich, „aber vorher müssen wir noch die Frau des Toten verständigen.“



III

Wir verließen das Präsidium, stiegen ins Auto und fuhren los. Vom Ring in die Wolbecker Straße. Schon bald ließen wir die letzten Häuser hinter uns. Äcker, Felder, einzeln liegende Gehöfte, die an uns vorbeizogen. Ich dachte an Frau Geyer, der ich in nicht mehr als zwanzig Minuten die Nachricht vom Tod ihres Mannes zu überbringen hatte. Obwohl ich schon über zehn Jahre meinen Job mache, ist mir dieser Aspekt meiner Tätigkeit verhasst geblieben. Man kondoliert und sagt „Herzliches Beileid“, obwohl man die Gefühle, die die Todesnachricht bei den Angehörigen auslösen, schon aus professioneller Distanz nicht ermessen kann, während sich der Angehörige für diese Artigkeit bedankt, die ihn – weil mit den Gedanken ganz woanders – allerdings nicht wirklich mehr erreicht. Ein Kriminalbeamter und der Angehörige im Moment der Todesnachricht: Weiter können zwei, die miteinander reden, nicht auseinander sein. In die tiefste Einsamkeit verstoßen, gaukeln beide ein Gespräch nur vor. Aufgrund meiner Schwierigkeiten, die ich in solchen Situationen habe, bat ich Joseph, sich zunächst zurückzuhalten. Er neigte nur leicht den Kopf und sagte angesäuert: „Wie Sie wünschen.“

Wir waren da. Das erste, was wir sahen, war eine etwa zwei Meter hohe, weiße Mauer, die offenbar ein ganz ordentliches Grundstück umgab. Wir gingen zur Pforte und klingelten. Kurze Zeit danach knackte die Gegensprechanlage und eine weibliche Stimme fragte: „Ja, bitte?“

„Guten Tag. Spreche ich mit Frau Geyer?“

„Ja. Was möchten Sie?“

„Wir sind von der Kriminalpolizei Münster. Mein Name ist Korbmann, Wilhelm Korbmann, und ich bin mit meinem Kollegen Kuhl da. Wir hätten Sie ganz gerne mal gesprochen.“

„Worum geht es denn?“

„Das möchte ich hier nicht an der Sprechanlage mit Ihnen erörtern. Würden Sie uns vorlassen?“

Der Türsummer gab Laut. Die Tür sprang auf und eröffnete uns einen riesigen Garten. Obstbäume, Beete mit in voller Pracht stehenden Blumen, eine saftige, sauber gepflegte Rasenfläche, aus der verschiedene Skulpturen ragten. Wir gingen durch den Garten zum Bungalow. Frau Geyer erwartete uns an der Haustür. Eine recht ansehnliche Dame um die vierzig, ein schmales, fein geschnittenes Gesicht, mittelblonde, halblange Haare. Sie schien beunruhigt.

„Was haben Sie mir denn so Wichtiges zu sagen?“, fragte sie unvermittelt.

„Frau Geyer ...“, hob ich an, aber ich kam nicht weiter.

„Ja, bitte?“

„Frau Geyer ... es ... es geht um Ihren Mann ... ich muss Ihnen die traurige Mitteilung machen, dass wir ihn heute morgen tot aufgefunden haben.“

Sie erstarrte. Ihre Augen bewegten sich, wie nach innen blickend, hin und her.

„Frau Geyer. Darf ich Ihnen mein herzliches Beileid aussprechen angesichts des Todes ...“ stammelte ich hilflos.

„Schon gut, danke“, sagte sie mit flacher Stimme und rettete mich aus dieser peinlichen Situation – noch immer ganz benommen. Sie schwieg.

„Frau Geyer“, hob ich wieder vorsichtig an, „wir müssen Ihnen dennoch ein paar Fragen stellen.“

Sie schien aus ihrer Traumverlorenheit wieder aufzutauchen. Ihre Augen fixierten mich jetzt. „Ach, entschuldigen Sie, treten Sie doch bitte ein.“

Wir gingen durch eine lichte Diele in das Wohnzimmer. Sie bat uns Platz zu nehmen und fragte: „Wo haben Sie ihn denn gefunden? Und wie ist das passiert?“

„Man fand ihn heute morgen tot zu Füßen seines Kunstwerks, in der rechten Hand eine Pistole. Seltsamerweise fehlte jedoch sein Kunstwerk.“

Sie schwieg.

„Sehr verehrte Frau Geyer“, unterbrach ich die Stille, „wir haben bisher keine Erkenntnis darüber, ob Ihr Mann durch Mord oder Selbstmord umgekommen ist.“

„Es war Mord!“

Joseph und ich schauten uns verblüfft an. Sie, die eben noch Geschlagene, war jetzt ganz kämpferisch. „Wieso sind Sie sich da so sicher?“, fragte ich.

„Es war Mord. Schluss aus.“

Joseph schaute genervt zum Himmel und machte im übrigen den Eindruck, dass er erheblich unter Druck stand. Verständlich, nachdem ich ihm einen Maulkorb verpasst hatte.

„Frau Geyer“, hob ich wieder an, „Sie würden uns enorm weiter helfen, wenn Sie uns die Gründe für Ihre Annahme nennen könnten.“

„Hören Sie. Mein Mann war kein Kind von Traurigkeit. Er hatte zwar viel Ärger, aber ohne diesen Ärger wäre er seiner Existenzgrundlage beraubt gewesen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Provokation war Teil seiner Kunst. Mein Mann tritt nicht einfach so aus dem Leben, nur weil eines seiner Kunstwerke gestohlen wird, oder ...“

„Oder?“

Sie zögerte und sagte dann: „Ach nichts.“

Ich sah, wie Joseph unruhig vom linken auf den rechten Fuß und wieder umgekehrt wippte. Ich schaute wieder zu Frau Geyer und an ihrem jetzt halb abgewandten Körper erkannte ich, dass sie zu wie eine Auster war. Deshalb wechselte ich das Thema: „Frau Geyer, die Waffe ... Wussten Sie, dass Ihr Mann eine Waffe hatte?“

„Nein. Mein Mann hatte keine Waffe.“

„Kann es sein, dass er sie Ihnen verschwiegen hat?“

„Möglich ist alles. Aber warum sollte er eine Waffe haben?“

„Das kann ich Ihnen auch nicht sagen.“

„Sagen Sie, Frau Geyer ...“

„Ja?“